

Volker Bernius

Ein Bewusstsein für das Schaffen, was Musik und Musiktherapie können

Notizen von einer Podiumsdiskussion

Im Rahmen der Internationalen Musikmesse Frankfurt fand im April 2018 eine öffentliche Podiumsdiskussion statt, organisiert von der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft. Von unterschiedlichen Perspektiven her befassten sich die Teilnehmer:innen unter der Leitung des Musikjournalisten Michael Rüsenberg (WDR) mit dem Thema »Musik und Gesundheit«:

- Prof. Dr. Ulrike Liedtke, Kulturpolitikerin im Landtag von Brandenburg und Vizepräsidentin des Deutschen Musikrates.
- Prof. Dr. Gunter Kreutz, Musikwissenschaftler und Musikpsychologe an der Universität Oldenburg
- Prof. Dr. Richard von Georgi, Musikwissenschaftler an der Hochschule der populären Künste Berlin
- Prof. Dr. Lutz Neugebauer, Musiktherapeut und Vorsitzender der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft

Die Podiumsdiskussion richtete sich an die Besucher der Musikmesse (red.)

Kann Musik zur Gesundung von Menschen beitragen? Gibt es hierfür überhaupt schon ein Bewusstsein in der Gesellschaft?

Ein Bewusstseinswandel muss her: Das forderte Prof. Dr. Ulrike Liedtke, Vizepräsidentin des Deutschen Musikrates, Musikwissenschaftlerin und SPD-Abgeordnete im Brandenburger Landtag, Wissenschaftliche Gutachten hätten den Zusammenhang »Musik und Gesundheit«

bei vielen Krankheitsbildern bestätigt, »dann müssen Krankenkassen diese qualifizierte Arbeit bezahlen, dann müssen Hochschulen Musiktherapeut:innen und Musiktherapeuten ausbilden, dann müssen Krankenhäuser mit Musiktherapeuten zusammenarbeiten.« Jeder wisse, dass eine Pille nicht gesund

Musiktherapie im Gesundheitswesen – ein fehlendes Bewusstsein

macht, sondern nur ein Bündel von Maßnahmen zum Erfolg führe. »Der Baustein Musiktherapie, der fehlt im Moment im Bewusstsein bei der gesellschaftlichen Diskussion in dieser Frage.« Mit diesem provokativen Kernsatz eröffnete die Politikerin die Diskussion.

Unterschiedliche Finanzierungssysteme

Der politische Aspekt, nämlich die gesellschaftliche Anerkennung von Musiktherapie, wurde mehrfach bei der Diskussion gestreift. In den drei Bereichen des Gesundheitswesens, in der Prävention, in der akuten Behandlung und in der Rehabilitation gebe es eine Nähe »vom pädagogischen Wirken und der kulturellen Bedeutung bis zu dem, was therapeutisch wirksam ist«, stellte

der Musiktherapeut Prof. Dr. Lutz Neugebauer (Witten) den Zusammenhang her. Er bedauerte, dass Therapie heute vor allem unter der Frage der Kostenträgerschaft gesehen werde. Am Beispiel der Schule sei diese Tragik am besten erklärbar, weil es drei unterschiedliche Finanzierungssysteme gebe. Ein Kind mit einer Schwierigkeit in der Schule könne außerhalb der Schule Therapie machen, innerhalb der Schule aber dürfe Therapie nicht vorkommen, weil hierfür ein anderer Kostenträger zuständig sei. *»Und wenn wir die Jugendhilfe als dritten Träger nehmen, dann haben wir drei Finanzierungssysteme, die von unterschiedlicher Seite an dem gleichen Kind ziehen (oder an der gleichen Familie)!«*

Musiktherapie wirkt in 3 Bereichen: Prävention, akute Behandlung, Rehabilitation

Neugebauer schlägt stattdessen einen Finanzierungspool vor, durch den unterschiedliche Maßnahmen bestimmt werden könnten, solche, die sich in dem jeweiligen Fall als sinnvoll herausstellten. Das könnten dann eine pädagogische oder therapeutische Maßnahme oder auch eine musikalische Bildungsaktivität sein. Neugebauer erinnerte in dem Zusammenhang an das Gutachten, das durch eine Kommission unter der Leitung der ehemaligen Gesundheitsministerin Dr. Bergmann entstand im Jahr 2011 zum Thema *»Kinder und sexuelle Gewalt«*. Für die Betroffenen, so habe der Bericht festgehalten, sei *»ambulante Musiktherapie eine sehr hilfreiche Maßnahme.«* Bis heute sei diese Empfehlung bedauerlicherweise aber noch nicht als Krankenkassenleistung im Sinne einer akuten Intervention finanziert. Diese rehabilitative Maßnahme, die eigentlich dem Gesundheitswesen zuzuordnen wäre, wirke aber in die Pädagogik, in die Musikvermittlung und Musikpädagogik hinein.

Plädoyer für eine übergreifende gemeinsame Sichtweise – mit pädagogischen, kulturellen, sozialen und therapeutischen Aspekten

Musik könne immer in irgendeiner Weise wirksam sein, positiv wie auch negativ, führte Lutz Neugebauer aus: *»In bestimmten Situationen kann es hilfreich sein, einen Therapeuten aufzusuchen mit einer fundierten Ausbildung und Sachkenntnis und die Therapie kann überführt werden in eine kulturelle Teilhabearbeit, die nach einem akuten Krankheitserlebnis als gesundheitsfördernde Maßnahme fortwirkt. Das was mir gut getan hat, greife ich auf.«*

Für Ulrike Liedtke sieht das derzeitige Problem der Musiktherapie so aus: Das individuelle Vorgehen, das Herausfinden, was passt jetzt zu diesem oder jenem Menschen, um ihn gesund zu

machen, erfordere ja, dass ganz viel über diesen Menschen nachgeforscht werden muss. Es sei eine sehr individuelle Arbeit und nach ihrem Eindruck passe das im Moment nicht zu unserem Leben in einer technokratischen Welt. Krankenkassen brauchten Kriterien, nach diesen Kriterien werde eingeschätzt, was ist gut und was ist nicht gut für den Patienten ... oder das darf soviel kosten – das sei eine geldbestimmte Welt. Liedtke forderte eine Verknüpfung der Wissenschaften, die dem Menschen helfen, denn beide



(v. l. n. r.) Ulrike Liedtke, Richard von Georgi, Gunter Kreutz, Lutz Neugebauer, Michael Rösenberg

Musik wie Medizin sowie die Neurowissenschaften hätten sich weiterentwickelt. »Das heißt, wenn ich es als Politikerin formuliere, was wir machen müssen: ganz viele solcher Runden, viele Diskussionen, die zeigen: wir sind da. Wir sind sehr weit mit dem, was wir bisher gemacht haben, wir brauchen eure Unterstützung.« Und der nächste Schritt wäre: die Förderung der Forschung, der Kultur und Kunst.

Viele öffentliche Diskussionen sind nötig

»Kultur ist nicht die sympathische Nische der Gesellschaft, wo wir uns treffen, sondern das, was uns zusammenhält.« Mit diesem Zitat des ehemaligen Bundestagspräsidenten Norbert Lammert erinnerte Musiktherapeut Lutz Neugebauer an den eigentlichen Zweck von Gesundheit: hier gehe es nicht um die Frage, ob Musik gesund mache, sondern eine Teilhabe am sozialen Leben zu ermöglichen, an einer Gemeinschaft, sowie nach den jeweiligen persönlichen Möglichkeiten am kulturellen Leben teilzunehmen. Das sei ja auch ein politisches Ziel, das sich im »TeilhabeGesetz« ausdrücke. »Und da gehört Gesundheit genauso dazu wie Bildung, Prävention oder Heilbetreuung, da können Musik wie Kultur dazu beitragen, um Menschen einen Zweck zu geben, auch möglicherweise in der Krankheit ihre Gesundheit zu erleben.« Als Beispiel nannte Neugebauer den Sänger Stevie Wonder. Hier würde niemand sagen, »ein blinder Mensch musiziert auf der Bühne, sondern das ist ein toller Musiker, der schreibt gute Songs.«

Wie fängt das an – mit der Musik und dem Menschen? Die frühe Bildung

Im Verlauf der Podiumsdiskussion, die von dem Musikjournalisten Michael Rüsenberg (WDR, SWR, hr) sehr stringent geführt wurde, gingen die Diskussionsteilnehmer auch auf die Grundvoraussetzungen für das Bewusstsein für Musik und Musikmachen bereits von früh an ein.

Vier Dinge seien es, die in einer Kindertagesstätte vorhanden sein müssten, erinnerte Ulrike Liedtke: »Menschen haben von früh an immer gesungen, haben musiziert, Musik gehört, sich nach Musik bewegt«: Das seien die Kategorien der elementaren Musikpädagogik: »Hier müssen wir wieder lernen, was bringt der Mensch mit, sich zu bewegen, zu hören, mit Sinnen umzugehen.« Der aktuelle Koalitionsvertrag zwischen CDU und SPD, so die Politikerin, führe »Kultur« an-dauernd an, aber das Bewusstsein sei noch nicht vorhanden, das zu üben, praktisch umzusetzen, da wo zum Beispiel alle Kinder zusammen sind – in der Kita, in der Schule.

Als zwei Seiten derselben Medaille bezeichnete Prof. Dr. Gunter Kreutz, Professor für angewandte Musikwissenschaft an der Universität Oldenburg, »Sprache und Musik« – sie zu fördern sei besonders wichtig als zentrale Kulturtechnik. Schon in der Kita spielten Entwicklungsverzögerungen eine große Rolle, nicht nur bei Kindern, die die deutsche Sprache erst erlernen. Hier könnten Musik- und Sprachförderung ansetzen. Der »intelligente Einsatz von musikalischer Früherziehung« könnte eine Reihe von therapeutischen Maßnahmen überflüssig machen und einer Stigmatisierung vorbeugen.

Elementare Musikpädagogik von früh an

Prof. Dr. Richard von Georgi, Musikpsychologe an der Universität der populären Künste in Berlin, verwies in diesem Zusammenhang auf die Entwicklungsprozesse in der Jugendzeit: Hier werde erfahren, wie Musik die Emotionen beeinflussen kann, hier würden die Strategien gelernt mit Musik umzugehen, bzw. Musik für sich selbst zu nutzen, um die eigenen Gefühle zu modulieren. Das heißt: »es liegt letztlich nicht an der Musik als solches, sondern es liegt daran, was wir damit tun und wie wir lernen, was wir damit tun. Da müssen wir ansetzen.«

Musik ist von Menschen für Menschen gemacht

Gunter Kreutz kritisierte das fehlende Bewusstsein in der musikalischen Bildung für diese grundlegende Frage. Er forderte einen Wechsel in der Ausbildung von Erzieherinnen. *»Wir verpassen es, Generationen für Generationen von Kindern in Kindertagesstätten zu erreichen und hier musikalische Angebote zu machen. Erzieherinnen und Erzieher haben keine strukturelle Ausbildung in musikalischen Kompetenzen: mit Kindern regelmäßig singen, sich bewegen, tanzen, die eigene Stimme pflegen ...«* Kinder seien »musiksüchtig«, dies aufzunehmen auch in den Strukturen der Ausbildung und in der Gesellschaft dieses Bewusstsein anzulegen, dass Musik bewegt, dass sie etwas für das Leben bedeutet, das habe die Musikpädagogik noch nicht verstanden. Nach Ansicht des Musikpsychologen Kreutz lebt die Musikpädagogik in einer »Blase«, die musikästhetische Erfahrung stehe für sich, Musik sei »l'art pour l'art«, aber: *»Musik ist von Menschen für Menschen gemacht, sie ist etwas sehr Menschliches.«* In der musiktherapeutischen Praxis ist das der Alltag, so Kreutz weiter, es geht um die menschliche Beziehung, die tragend ist für die musiktherapeutische Arbeit. Kreutz will dies übertragen sehen auch auf die Bereiche der musikalischen Grund-Bildung: *»Deswegen brauchen wir eine sehr gute musikalische Grundlegung in den Kindergärten, in den Grundschulen, das ist leider in so einem reichen Land überhaupt nicht gewährleistet.«* Einzelne herausragende und beispielhafte Projekte würden auf Dauer nicht weiterhelfen. Wenn eine musi-

Lebt die Musikpädagogik
in einer »Blase«?

kalische Grundbildung gewährleistet wäre, würde das sogar auf die Familie zurückwirken. Kreutz verwies hier auf eine seiner Untersuchungen, in der der Zusammenhang zwischen »Singen und Familiendynamik« hergestellt wurde: Als Beispiel dafür, dass Singen in den Familien etwas auslöst zum Beispiel auf Strategien im Umgang mit Konflikten. Im Sinne der Bewusstseinsbildung könne auch eine musikalische Grundbildung dazu beitragen.

Musik regt viele gesunde Anteile im Menschen an – auch ohne Therapie

Musiktherapie sei ja eine fast irreführende Bezeichnung, ergänzte Gunter Kreutz, *»weil Musik ganz viele gesunde Anteile im Menschen anregt, wir haben ein Gesundheitssystem, was eher ein Krankheitssystem ist und an der Krankheit orientiert ist.«* Wenn Menschen sich in Chören und Singgruppen zusammenfänden, da sei viel Therapie drin, auch wenn keine Therapie draufstehe. Es sollte mehr Diskussionen geben, wie wir die vorhandenen Finanzierungsmöglichkeiten gerne und sinnvoll ausgeben. Kreutz ist sich sicher, *»dass die Menschen wissen, was gut tut im Alter, und diese Sicht müsste politisch wieder mehr aufgenommen werden und weniger spezialisierten Gruppen überlassen werden.«* Evidenzbasierte Medizin sei wichtig, aber genauso Erfahrungswerte. Kreutz erinnerte an die Studien und positiven Erfahrungen, die zeigen, dass Singen als gesundheitliche stützende Maßnahme zum Beispiel bei Menschen mit einer chronischen Erkrankung, einer Lungenerkrankung, helfe, dass die Krankheitsschübe seltener auftreten oder langsamer werden. Genauso seien Tangokurse besonders für Parkinsonpatienten hilfreich, ihm leuchte es zum Beispiel nicht ein, warum Krankenkassen einen Parkinsonpatienten nicht in einen Tangokurs schicken und dies finanzieren. *»Es ist eine Frage an die Politik: Kann man Mechanismen schaffen, die diese Potentiale heben, weil es zum Beispiel Millionen von älteren Menschen gibt, die von diesen Potentialen gerne etwas hätten, aber einfach nicht erreicht werden, weil die Mechanismen fehlen.«*

»Musik ist kein Allheilmittel«, wandte der Musikpsychologe Richard von Georgi ein. »Musik wirkt vor allem dann, wenn es mir persönlich etwas sagt, mit der ich am ehesten etwas anfangen kann, das ist ja auch die Kompetenz des Musiktherapeuten, das zu wissen und herauszubekommen.« Obwohl Menschen ja auch durch andere Therapien angesprochen werden könnten, sei in der Musik ein Stimulus da, der uns sehr schnell sehr stark anspreche. Und das sei ein Punkt, wo jeder Psychologe sehr anspreche und sage: den brauche ich, damit kann ich arbeiten, »da scheint ein Stimulus vorzuliegen, in dem wir vernünftig therapeutisch arbeiten können.«

Einfachster Zugang zur Musik: das Singen

Der einfachste Zugang zur Musik ist für Gunter Kreutz das Singen: Auf den verschiedenen Entwicklungsstufen erfahre der Mensch von Anfang an, dass seine Stimme positive Rückmeldungen hervorruft. »Das haben wir verinnerlicht und im Leben kommen eine ganze Menge positive Wirkungen zusammen. Singen ist mit Ausschütten von Hormonen verbunden und schützt vor Infektionen: jetzt sind wir auf halbem Weg, diese gesundheitlichen Effekte noch besser zu verstehen; es sind noch viele Fragen offen, aber die ersten Befunde laufen darauf hinaus, dass es nicht nur psychisch, sondern auch körperlich sehr positive Rückmeldungen gibt.«

Das gelte für musikalische Hochleistungen nicht automatisch, schränkte Richard von Georgi ein. Untersuchungen hätten gezeigt, dass Gesangsklassen in der Schule unter Dauerstress stehen würden, hier mache Singen gar nicht gesund. »Wir brauchen eine differenzierte Betrachtung der Wirkung von Musik.«

Der Blick auf den sozialen Nutzen von Musik ist bedeutsam

Prof. Dr. Lutz Neugebauer betonte hier nochmal einen besonderen Zusammenhang, der beim Musizieren von Bedeutung sei. »Viele Menschen, die akut erkrankt sind und leiden oder im Alter mit Demenz leben, erleben gleichzeitig eine große Vereinsamung. Wenn man sagen würde, Musik als Musik ist hilfreich, dann käme man weg von dem Gedanken, muss das eigentlich die Krankenkasse bezahlen oder nicht, sondern man käme hin zu der Frage, wozu ist eigentlich Gesundheit hilfreich. Es geht ja nicht nur um Musik als preiswerteres Medikament, sondern vor allem kann eine musikalische Beteiligung integrieren, einen sozialen Zusammenhang herstellen; können musikalische Aktionen eine soziale Bindung innerhalb eines Altenheims herstellen; kann eine Inklusion in der Schule besser gelingen, wenn wir Musik als Musik nutzen und nicht nur Musik unter dem Aspekt, macht sie gesund oder krank. Musik als Selbstzweck tritt leider sehr stark in den Hintergrund.«



Lutz Neugebauer, Michael Rösenberg

Musik darf nicht nach ihrem Nutzen beurteilt werden

Neugebauer findet die Grundfrage problematisch, dass Musik nur noch nach ihrem Nutzen beurteilt wird, das sei eine falsche Fragestellung: Musik wirke nicht wie ein Medikament, als äußeres Agens, das eingenommen wird und dann eine körperliche Reaktion auslöst. »Das tut sie nicht, sondern der

Körper musiziert, der Körper bewegt sich und atmet ... und die Musik ist das, was wir hier erleben ... für mich ist die Frage: ist das Gesundende die Musik oder ist das Gesunde, das, was wir als seelisches Handeln, das seelische Tun, die Synchronisation mit dem anderen Menschen bezeichnen.« Leider, so ergänzt Neugebauer, hätten wir keine Forschungsmethodik dafür. »Also: wir können natürlich Wirkungsmechanismen zeigen, aber ich glaube nicht, dass wir damit die Musik in ihrer Wirkung insgesamt erfassen können.«

Was ist in zehn Jahren?

Die Frage: Worüber werden wir im Jahr 2028 sprechen, stellte Moderator Michael Rösenberg zum Schluss an die Teilnehmer.innen der Podiumsdiskussion, die von der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft im Rahmen der Musikmesse Frankfurt initiiert wurde. Welchen Wandel können wir verzeichnen, was hat sich erledigt oder worüber werden wir 2028 genauso Klage führen wie heute?

Die Kulturpolitikerin Ulrike Liedtke, Vizepräsidentin des Deutschen Musikrates, zeigte sich überzeugt davon, dass sich vermehrt die Ausbildungsstätten dazu entschließen, entsprechende Angebote zu machen und dass der Beruf des Musiktherapeuten ein wirklich anerkannter Beruf wird, so dass man für diesen Beruf Leistungen bezahlen muss. Dazu bedürfe es einer breiten Form der Kommunikation mit allen im Gesundheitswesen, damit auch über die Spezialisierungen hinaus eine übergreifende Sichtweise realisierbar werden könne.

In zehn Jahren, so der Musikpsychologe Richard von Georgi, wird das gesamte Bild differenzierter sein. Wir stehen, nach Georgi, in der Forschung erst am Anfang. Es werde einfacher sein, die Effekte von Musik besser zu erklären auf im Zusammenhang für wen Musik wirkt, wann und wie sie wirkt.

Für den Musikwissenschaftler und Musikpsychologen Prof. Gunter Kreutz ist der Anstieg des Bewusstseinswandels bedeutsam. Für ihn gehe es bei den Kleinsten los. Er erinnerte dabei auch an die Erzieher.innen-Ausbildung in der DDR. Ein Musikinstrument zu lernen, war dort Vorbedingung, um erzieherisch tätig zu werden. Das müsse vielleicht heute in Deutschland neu bewertet werden und vielleicht müsse man dann nicht mehr über Defizite in diesem Bereich sprechen.

Prof. Lutz Neugebauer, Vorsitzender des Fach- und Berufsverbandes Deutsche Musiktherapeutische Gesellschaft, hofft, dass Musiktherapie in den medizinischen Leitlinien, in denen Musiktherapie

Schnittmengenförderungen müssen her!

hilfreich sein kann, verankert ist. Die Wissenschaftliche Fachgesellschaft der Künstlerischen Therapien (WFKT) werde im Konzert der medizinischen Fachgesellschaften eine Bedeutung spielen. Als Wunsch formulierte Neu-

gebauer und setzte damit noch einen besonderen Schlusspunkt: In 10 Jahren brauchten wir *Schnittmengenförderungen*. Er vergleicht es mit der Situation desjenigen, der zwischen den Stühlen sitzt: »Das Problem ist: wenn ich nach Mitteln suche, sagt der Referent im Gesundheitswesen: das ist ja Kultur, der andere sagt, das ist Gesundheit und der dritte sagt: das ist ja Soziales ... wir haben das Problem, dass wir keine Schnittmengenförderung haben, ich würde mir wünschen, dass die Politik und private Stiftungen, diese Schnittmengenförderung herstellen und man nicht bei einem Antrag sagen muss: ich weiß nicht, was ich ankreuzen muss: Soziales, Bildung oder Kultur. Ich wünsche mir von der Politik, dass es solche Schnittmengenförderungen gibt. Ich glaube, dass das für unser aller Arbeit notwendig ist, wenn wir die Bedeutung der Musik für den Menschen be- und ergreifen wollen.«

Zusammenfassung und Dokumentation:
Volker Bernius, Steinbach/Berlin | volker.bernius@musiktherapie.de